

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

23 (28.1.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 9

Die Erbschaft.

Von Paul Isnard. Autorisierte Uebersetzung von Heinrich Giese.

Vater Prudhon sah vor dem Fäßchen und sah zu, wie die letzten Tropfen mit einem leichten Geräusch in die Flasche tropften...

„Welch' ein Weinchen! Welch' ein Weinchen!“ murmelte der alte Winzer selbstgefällig bei jedem Zuge.

Und er dachte, daß nicht weniger als fünfzig Fäßchen mit diesem Nektar in einer Reihe in seinem Keller lagen — es war ein kleiner Reichtum.

„Nun, Vater Prudhon. Gute Ernte, was?“ Das volle kupferfarbene Gesicht des Briefträgers und die zwinkernden Augen ließen nur zu gut erkennen, daß es ihm auf seinem Botengange nicht an Gelegenheiten gemangelt, sich eine begründete Meinung über die Qualität des Weines zu bilden.

Er trat näher und griff in seinen Mantel: „Ein Brief... Ist für Klaudia... Fräulein Klaudia Castiel bei Serra Prudhon, Winzer in Mercurey... Kommt von einem Notar.“

„Gut!“ sagte Vater Prudhon gleichgültig und nahm ihm den Brief ab.

Und er reichte dem Postboten ein Gläschen „von dem Guten“, das der geplagte Mensch in einem Zuge leerte. Dann grüßte er militärisch und ging hinaus.

Vater Prudhon aber hielt den Brief in den Händen und besah ihn von allen Seiten:

„Richard, Notar in Dijon“, buchstabierte er langsam. „Was mag er denn mir von unserer Klaudia wollen, dieser Richard?“

Doch er fuhr bestürzt zusammen: „Ah... ich hoffe doch, man wird sie uns nicht wegnehmen!“

Vor Jahren hatte die Armenverwaltung die damals zweijährige Klaudia der Prudhonschen Familie anvertraut, die sie mit ihren andern Kindern großgezogen. Die kleine Klaudia besaß eine edle, angeborene Vornehmheit, sodaß man sie für eine kleine Prinzessin hätte halten mögen, die sich als Schäfermädchen verkleidet.

Aus dem armen Waisenkind war jetzt ein junges Mädchen geworden. Ihr helles Lachen war der Sonnenschein des ganzen Hauses, und die wackeren Eltern hatten schon seit einiger Zeit davon geträumt, dieses fleißige Kind mit ihrem Benedikt zu vereinen, der soeben von den Soldaten wieder gekommen...

„Mir sie nehmen!“ wiederholte Vater Prudhon. „Nein, nein, daraus wird nichts! Nicht für Gold und Silber!“

„Geda, Vater... wo steckst du denn?“ rief plötzlich eine frische Stimme. Und Klaudia trat in das Kelterhaus: „Komm schnell, Vater, die Suppe ist schon aufgetragen... Du schläfst doch wohl nicht unter dem Faß?“ fragte sie mit schelmischem Lächeln.

Als man die Mahlzeit beendet, hatte Klaudia den Brief mindestens zehnmal vorlesen müssen.

„Lies doch noch einmal, Klaudchen“, bat Mutter Prudhon, deren Stimme vor Rührung zitterte. Und die gute Klaudia willigte ein und begann abermals: Mein Fräulein!

Es ist mir eine Ehre und Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß einer meiner Klienten, dessen Namen ich jedoch nicht bekannt geben darf, kürzlich gestorben ist und Ihnen durch ein eigenhändig geschriebenes Testament, das sich in meinem Besitz befindet, sein ganzes Barvermögen vermacht hat, das nach Abzug der Unkosten noch 27 387 Franken beträgt.

Sie erwarten, daß Sie sich der Mühe unterziehen, in meinem Bureau vorzusprechen, um diese Summe in Empfang zu nehmen — sie steht schon jetzt zu Ihrer Verfügung.

In der angenehmen Erwartung Ihres Besuchs zeichne Hochachtungsvoll

Richard, Notar. Dijon, 132, Chabotstraße.

Klaudia hob die Augen — Mutter Prudhon weinte vor Freude, Vater Prudhon strich sich den Schnauzbart und Anna, die Magd, lachte mit dem ganzen Gesicht. Kur Benedikt sah da, als sei ihm ein großes Unglück geschehen und suchte seine Verlegenheit zu verbergen, indem er sein Taschentuch auf- und wieder zusammenfaltete.

„27 387 Franken!“ brach Vater Prudhon endlich das Schweigen. „Na Mädchen, jetzt bist du aller Sorgen ledig bis ans Ende deiner Tage... Komm, Kind, laß dich umarmen!“

Klaudia gab ihm den Kuß wieder, doch antwortete sie nicht — ihre großen schwarzen Augen blickten träumerisch ins Leere...

„27 387 Franken!“ wiederholte Mutter Prudhon. „Das ist ja fast nicht zu glauben! Immerhin — dieser Herr, der seinen Namen so ängstlich geheim hält, hätte besser daran getan, sich ein wenig früher um die Kleine zu kümmern und ein Fräulein aus ihr zu machen.“

„Ach, geh du mir doch mit deinem Fräulein!“ antwortete Vater Prudhon mürrisch. „Klaudia hat ein gutes Schulzeugnis — kann sie doch lateinisch zählen und sogar singen! Hat sie ein schönes Kleid an und Geld in dem Handtäschchen, so ist sie ebenjotig ein Fräulein wie jede andere. Was meinst du, Benedikt?“

„Du hast recht, Vater,“ antwortete Benedikt kurz. Und er ging hinaus — doch nicht ohne den schalkhaften Blick zu bemerken, den Klaudia ihm nachsandte.

„Nun,“ begann Mutter Prudhon nach kurzem Schweigen, „das Geld... sie muß es wohl selbst holen?“ „Selbstverständlich,“ antwortete der Vater, „und zwar so bald wie möglich! Heute Abend noch packt Klaudia ihre Sachen und fährt morgen früh mit der Post zum Bahnhof. Unser Kusine Mathias in Dijon ist ein Schlaupfropf und wird ihr schon behilflich sein, die Angelegenheit ins Reine zu bringen.“

„Schon gleich morgen?“ fragte die Mutter ein wenig bedrückt.

„Ja, siehst du, Frau, Geldangelegenheiten darf man nicht aufschieben. Man weiß ja nicht... und dann sagt ja auch schon das Sprichwort: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

Als am nächsten Abend die Dämmerung herabsank, sah Vater Prudhon wie gewöhnlich nach beendetem Tagwerk auf der Türschwelle und rauchte sein Pfeifchen.

Der brave Alte war fröhlich bei dem Gedanken, daß in Liebes Klaudchen jetzt reich sei und nicht mehr ihr Leben lang sich für ein Stück Brot abzuraufen brauche.

„In diesem Augenblick,“ sagte er zu seiner Frau, indem er kleine Rauchwölkchen zu den Sternen emporstießte, „in diesem Augenblick ist Klaudia bei unserem Kusine Martin

Später die Ausgangspunkte für die drahtlose Telegraphie und Telephonie. — Außer den kleineren, dem Museum gestifteten Originalapparaten von Heinrich Herz sind auch noch große Apparate in den Sammlungen der technischen Hochschule in Karlsruhe vorhanden.

1

Sie sieht recht bescheiden aus, die Eins, ungefähr ähnlich einem Kumpenrohr mit einem Schwengel daran, wie man es in einfachen, ländlichen Verhältnissen findet. Das Konversationslexikon weiß weiter nichts davon zu melden, als daß die Eins in der Reihe der natürlichen Zahlen beim Zählen ausdrückt, daß nur ein Ding vorhanden ist. Auch sonst hört man über ihre Entstehung nicht viel, höchstens, daß eins gotisch ainata, althochdeutsch einaz, mittelhochdeutsch einez lautete. Neuerdings zwar hat die Zahl 1 mit ihrer schon äußerlich unbeholfenen Form allen Anlaß, stolz zu werden. Ihre ist seit wiederfahren, denn sie ist, so plaudert jemand in der „Köln. Ztg.“ — in der jüngsten ersten Ziehung der lgl. preuß. 220. Klassen-Lotterie herausgekommen. Man kann ihr also nicht den Vorwurf machen, ungezogen zu sein, wie es unzufriedene Gemüter oft getan haben. Es gibt Leute, die ernsthaft glauben, die Nummer eins sei überhaupt bei den Ziehungen nicht vorhanden, und sie hätten ein Los mit der Zahl um seinen Preis gekauft. So ganz unrecht hatten sie nicht, denn die bekanntesten ältesten Mitspieler konnten sich kaum erinnern, sie jemals unter den vielen Tausenden von Gewinnnummern entdeckt zu haben. Sie stand in dieser Beziehung in einer Reihe zusammen mit den Merkwürdigkeiten, die man auch fast nie im Leben zu sehen bekommt: einen toten Esel, einen Kellner mit Brille und einen Schornsteinfeger, der bei der Arbeit ein weißes Vorhemdchen trägt. Nun ist aber, um einen auch der Jahreszeit entsprechenden Ausdruck zu gebrauchen, das Eis gebrochen. Gerechtfertigt steht die 1 da, und wenn sie auch diesmal nur hundert Mark, nach dem üblichen Abzuge eigentlich nur vierundachtzig, eingebracht hat, weiß man nicht, was noch werden mag. Denn da jeder Spieler nach der zahlenmäßigen Wahrscheinlichkeitsrechnung alle 867 Jahre einmal das große Los gewinnen soll oder kann, wird dies vielleicht bald auch dem Inhaber der anspruchsvollen 1 zuteil werden. So ganz unrecht heißt es nicht bei Vichtenberg: „Man sollte es der ersten Eins nicht anmerken, daß sie so viel gilt, als zehn Millionen der letzten.“

Allerlei.

1. Die Schneeblindheit ist eine in der jetzigen Jahreszeit häufig vorkommende Erkrankung der Augen. Sie ist verwandt mit der seit etwa hundert Jahren bekannten sogenannten Farbenblindheit und äußert sich ähnlich wie diese, nur daß sie eine mit Schmerzen verbundene akute Krankheit ist, während die Farbenblindheit eine schmerzlose chronische Abnormität der Augen darstellt. Die Empfänglichkeit für die Schneeblindheit ist außerordentlich verschieden. Manche Personen bekommen die Anfälle davon, d. h. Brennen in den Augen, Rot- und Blauschön schon nach kurzem Aufenthalt auf sonnenbeschienenen Schneeflächen. Weit rascher als bei greller Sonnenbeleuchtung tritt Schneeblindheit auf, bei Nebel, über welchem die Sonne steht, also bei sogenanntem diffusen Licht. Ein im Gebirge von Schneeblindheit befallener Mensch kann unter Umständen vollständig aktionsunfähig werden. Der einzige Schutz dagegen sind Schneegläser d. h. Gläser von mehr oder weniger grauer Farbe. In der letzten Zeit werden mit noch mehr Erfolg tiefgelbe Gläser verwendet. Der Zusammenhang zwischen Schneeblindheit und Farbenblindheit ist ungefähr der, daß je nach dem Individuum nach Schneeblindheit Rot- und Blauschön eintritt, während farbenblinde gerade für diese Farben unempfindlich sind. Die ersten Beobachtungen von Schneeblindheit machte der englische Chemiker Dalton im Jahre 1777, der nach der Teilung seiner Krankheit für sein ganzes Leben rotblind wurde, d. h. die rote Farbe von der grünen nicht mehr unterscheiden konnte.

Katgeber.

Gemeinnütziges. Milchsaftreife. Um solche Flecke aus wollenen oder seidenen Stoffen zu entfernen, bestreicht man einfach die betreffende Stelle mit nichtparfumiertein Olygerin, wäscht daselbst

hernach mit lauwarmem Wasser wieder aus und plättet die Stelle auf der linken Seite, so lange sie noch feucht ist. Hierdurch wird selbst die zarteste Farbe nicht angegriffen.

Wie sind Wasserflaschen zu reinigen? Eine kleine rohe Kartoffel wird in feine Stüchchen geschnitten, diese mit nur wenig Wasser in die Flasche getan und tüchtig umgeschüttelt. Schon nach wenigen Augenblicken wird man den guten Erfolg sehen und nach gehörigem Nachspülen vollständig klares Glas haben.

Sinnprüche.

Wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet! Er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls herausseht. Goethe.

Allen zu gefallen kann möglich nicht sein, Es sein zuviel Köpfe und zu wenig Verstand dazwischen.

Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen 50 Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns los-schneiden. Georg Büchner.

Aus den Witzblättern.

„Simplicissimus.“

Am 27. Januar. — — und so fordere ich Sie auf, meine Herren. Ihr Glas zu erheben, in dem Wunsche, unser allergnädigster Kriegsherr und Kaiser möge noch viele Jahre leben zum Wohl und Wehe seiner Völkler!

Auf der Out. „Eine reiche Frau möchte ich schon gar nicht heiraten. Wenn sie soviel Geld hat, fällt einem die Scheidung nur noch schwerer.“

Nichts Besseres. „Aber warum sind Sie dann eigentlich Kurist geworden, Herr Professor?“ — „Gott ja, ich hatte eben für nichts Interesse.“

Als ein österreichischer Erzherzog im Jahre 1899 Meran besuchte, machte er auch einen Ausflug ins Passieretal, wobei ihm die Gemeindevorhebung von K. vorge stellt wurde. Der Erzherzog sah unter den Erschienenen auch einen Mann mit der goldenen Tapferkeitsmedaille und fragte ihn, woher er diese denn habe. „Die hab' ich noch von mein Vattern selig,“ erwiderte der Angesprochene.

Erste Seiten. „So weit hat's der Kaiser jetzt gebracht, daß wir an sei'm Geburtstag arbeiten müssen!“

Literatur.

Im Verlage von J. S. W. Diez Nachf. in Stuttgart ist soeben erschienen: „Vergarbeiter“, Schauspiel in einem Akt von Lu Märten. Preis broschiert 1 M. — Die in Arbeiterkreisen gut bekannte Dichterin Lu Märten bietet in dem Schauspiel „Vergarbeiter“ ein ergreifendes Bild aus dem Bergmannsleben, dessen erschütternde Wirkung kaum von Gerhart Hauptmanns „Weber“ übertroffen werden dürfte.

„Neue Fahrt.“ Gedichte von Otto Krille mit Illustrationen und Titelbild von Felix Hollenberg. Verlag von Robann Sassenbach-Berlin. Preis 1 M. Schon in seinem ersten Gedichtbuch „Aus engen Gassen“ zeigte Otto Krille, daß wir in ihm ein starkes dichterisches Talent zu erblicken haben. In dem zweiten Band „Aus Welt und Einsamkeit“ bestätigte Krille die Hoffnungen, die sein erstes Buch erweckt hatte. Der Band zeugt von unverkennbarer Reife des dichterischen Könnens, sodaß selbst bürgerliche Blätter, soweit sie von dem Werke Notiz nahmen, trotz der sozialistischen Anschauung des Dichters ihm ihre Anerkennung zollen mußten. Der Stuttgarter Künstler Felix Hollenberg, ein Maler und Wasser von bestem Ruf, hat dem Buch ein Titelbild und zwei feine Zeichnungen beigegeben, die ihre eigene Poesie ausströmen. Das Buch, das wir unseren Lesern aus wärmster Empfehlung, ist ein erfreuliches Zeichen des künstlerischen Schaffens innerhalb der deutschen Sozialdemokratie.

Dampfmaschinen; in 2. wollen als Beispiel die Konstruktion von Stolz annehmen. Das Fahrzeug entspricht äußerlich unseren gewöhnlichen großen Frachtwagen, es wird je nach dem Verwendungszweck mit Seilengeräten oder Kastenüberbau an der Lade- fläche ausgestattet. Der eigenartige Charakter gibt sich bereits im Unterbau und in der Konstruktion der Räder kund, die anstatt von Holz aus Eisen angefertigt sind. Derartige Räder, die entweder mit ihrem Eisenreifen direkt auf der Straße rollen oder Rollgummireifen tragen, besitzen ja auch die Benzinflamwagen, indes ist bei den Stolz'schen Dampfmaschinen eine besondere Anordnung getroffen. Der Umfang des eigentlichen Eisenrades erhält bei der Herstellung zunächst eine Deckschicht von Kollgummi und um diese zieht man einen zweiten, äußeren Eisenreifen auf. Am interessantesten ist der Vorteil des Fahrzeuges, wo sich, von einem kleinen Blechdach geschützt, der Führer befindet. Oben zwischen den Vorderrädern schiebt man da gleichfalls eine große, taftentartige Blechhaube, wie wir sie jetzt an allen Automobilfahr- zeugen gewöhnt sind und unter der sonst der Benzinmotor ver- borgen ist. Darin unterscheidet sich aber wieder der Dampf- wagen von den anderen, weil hier die Haube lediglich die Um- mantelung des Dampfzylinders bildet. Naturgemäß gilt für dessen Betrieb dasselbe, was wir früher anführten: es soll trotz kleinen Raumes eine große, für die Fortbewegungsarbeit genügende Dampfzerzeugung möglich sein. Der Erfinder schuf zur Lösung der Aufgabe eine ganz neue Kesselform, den „Kochplattenkessel“. Dieser stimmt weder mit den bisherigen Zylinder- noch Kessel- kesseln überein. In einem vierseitigen, feuersicheren Gehäuse hängt eine Anzahl senkrechter Eisenplatten parallel herab, die derart bearbeitet sind, daß in jeder Platte wiederum eine Reihe gerader, vertikaler Kanäle und außen dementsprechende Nuten entstanden. Jede Platte wurde damit zu einem starren System äußerst widerstandsfähiger Röhren, die nun in gleich- mäßiger Höhe Wasser enthalten. Das Feuer liegt auf dem dar- unter angebrachten Kofst außen im Gehäuse, es umspült die Kochplatten außerhalb, seine Rauchgase ziehen durch einen klei- nen, über dem Blechdach des Führerhauses endigenden Kamin ab. Bei diesem Dampfmaschinen verwendet man kein Petro- leum, sondern feste Brennstoffe, z. B. wenigrauchenden Koks. Der Antriebsmotor, eine liegende, völlig eingekapselte Dampfmaschine mit zwei, nach dem Compoundsystem vereinigten Dampfzylindern, ist in der Nähe der Hinterräder unter der Plattform des Wagens befestigt. Sie treibt die Hinterräder mittels zweier Gelenksetten und leistet nach der Größe des Wagens 25 bis 35 Pferdestärken, womit in mäßiger Geschwin- digkeit, natürlich schneller als bei Pferdebespannung, 60 bis 120 Zentner befördert werden können. Neu ist es für die Technik der Dampfmaschinen, daß auch hier die Dampfmaschine, wie sonst nur die stationären Maschinen, ihren Auspuffdampf anstatt in den Kamin nach einem von der frischen Luft abgeköhlten Kondensator bläst, wo die Dämpfe verdichtet und als Wasser zum Kessel- bassin zurückgeleitet werden. Weil der Abdampf in anderen Fällen Luftzug im Kamin erregt, da aber fehlt und der Schorn- stein zu niedrig ist, sacht man das Feuer mit einem maschinell bewegten Ventilator an, ähnlich einer Feldschneide. So ist es möglich, in dem kleinen Kessel den technisch sehr vorteilhaften, indes gewaltig hohen Dampfdruck von 50 Atmosphären zu ge- winnen. Die Ventile zur Ingangsetzung der Maschine hat der Führer vorn mit dem Ständer des großen Landrades zum Lenken der Vorderräder. Als Vorteile solcher Dampfmaschinen gegenüber der Pferdebespannung wäre die wohl selbstverständliche, beträchtliche Leistungsfähigkeit zu nennen, im Vergleich mit den Benzinflamwagen der etwas einfachere Mechanismus und bil- digere Betrieb.

Aus allen Gebieten.

Deutsches Museum.
Das deutsche Museum in München erhielt neuerdings wert- volle Objekte, die in der Geschichte der Naturwissenschaft und Technik von größter Bedeutung sind. Die Bläue des großen pyrenäer Ventur Herz hat dem Deutschen Museum die von ihrem Gemahl selbst verfertigten Apparate, die er bei seinen Untersuchungen der elektrischen Wellen benützte, überlassen. Diese Untersuchungen haben den Nachweis erbracht, daß elek- trische Wirkungen sich wellenförmig durch den Raum fortplan- zen und daß diese Wellen, wie die Lichtwellen, durch Spiegel reflektiert und durch Prismen gebrochen werden können. Die mit den gestifteten Apparaten ausgeführten Versuche bildeten

Christl" (230), neue Reforde. Von den Opern erzielte die größte Aufführungszahl G. Bizets „Carmen“ mit 470 Abenden. Nur die Neuheit „Tiefeland“ von d'Albert brachte annähernd so viel (463). Es folgt dann „Lohengrin“ mit 395 Aufführungen, A. Wagner insgesamt mit der Zahl von 1986 Abenden, demgegen- über Meyerbeer sich mit 152, Gounod mit 249 begnügen müssen. Verdi zählt 757, Mozart 471, Vorhng 654, R. M. v. Weber 325 Aufführungen, während Beethoven allein mit „Fidelio“ 219mal und H. Strauß' „Salome“ inwischen 217mal aufgeführt wurde. Wir sehen, Wagner beherrscht das breitere Publikum; nach ihm kommt die „Lustige Witwe“. Im Schauspiel, das natürlich hinter der Oper zurücksteht, erleben Sudermann, Blumenthal und Willdenbruchs apertaste „Nebensteinerin“ die meisten Auf- führungen. Im ganzen ein betäubendes Bild.

Dampf-Castwagen.

(Schluß.)
Einer auf dieser Grundlage entfaltete sich in der neueren Zeit der moderne Bau automobiler Dampfmaschinen, mit dem in den siebziger Jahren der Franzose Serpollet begann. Die ma- schinelle Einrichtung seiner Fahrzeuge war, obwohl von verhält- nißmäßig großer Leistung, in praktischer Weise klein und kompakt gehalten, er plazierte zum Beispiel den Dampfzylinder vorn an den Führerfuß. Der zuletzt genannte Apparat, eine Erfindung Serpollets, ist charakteristisch für seine Konstruktion. Wir er- wähten schon, daß der Dampfzylinder eines solchen Straßenfahr- zeugs nicht umfangreich und schwer sein darf, eine Bedingung, der der Heizkessel entsprechen muß. Noch einfacher war Serpollets Dampfzylinder, nämlich ein Rohr, das aus einem gegen Druck und Hitze gleich widerstandsfähigen Metall hergestellt und zu einer Spirale aufgebogen wurde. Es hing in einem senkrechten Feuerbehälter, das eine Ende stand außen mit einer kleinen Wasserpumpe und dem Wasserreservoir, das andere mit dem Dampfzylinder und der Maschine in Verbindung. Das Spiral- rohr blieb anfangs leer, wurde demnach auswendig von den Flammen des Feuerbehälters sehr stark, zum Glühen erhitzt. Sollte nun der Wagen fahren, leitete man von der Pumpe Wasser in das heiße Rohr; es geschah dasselbe, als wenn man Wasser auf eine glühende Ofenplatte fallen läßt, es kochte heftig empor und veränderte sich im Moment in Dampf. Allerdings röh der auch viel Wasser mit fort, aber dieses wurde in den oberen glühenden Gängen des Rohres ebenfalls im Dampf über- führt. Im Dampfzylinder gelangte er unter Druck und war stark genug, durch die Maschine das Fahrzeug in Bewegung zu setzen. Naturgemäß hatten der Methode der Dampfzerzeugung Mängel an. Sollte die Maschine den Wagen bergauf ziehen, während sie eben noch auf grader Straße fuhr, beanspruchte sie vorhin rasch gesammelte Dampfspannung mehr Dampf, zeigte die Vorhin rasch gesammelte Dampfspannung große Neigung, auch schnell zu sinken. Um das zu vermeiden, mußte sofort das Feuer lebhafter brennen und ferner etwas mehr Wasser einspritzen. Bei der Verheizung von Kohle ließ sich das letztere nicht so last- mäßig bemerkstelligen, deshalb benutzte Serpollet eine Petroleum- feuerung, die das im kontinuierlichen Strahl einströmende Öl infolge ihrer Hitze erst zu Gas verdunstet ließ und das dann in ihren Flammen verzehrte. Damit sich nun die Dampfentwicklung je nach der Belastung der Maschine von selbst regulierte, hob man das Petroleum mit einer besonderen Pumpe nach der Feuerung, Wasser- und Petroleumpumpe wurden durch einen Mechanis- mus vereinigt, den die Dampfmaschine je nach ihrer Belastung ver- schiedenen einstellte. Weiter leitete man den von der Maschine abgetriebenen, den „Auspuffdampf“, oben zu dem kurzen Kamin- rohr hinaus, wie schon früher bei Dampfstraßenfahrzeugen und Lokomotiven. Schließlich begann man, die hölzernen Räder, die sonst nur Eisenreifen besaßen, mit Reifen aus Kollgummi zu umhüllen. Damit wird nicht allein das laute Fahrgeräusch ge- dämpft, sondern durch die vermehrte Reibung der Umfangsfläche gegen das Straßenpflaster die selbsttätige Fortbewegung der Räder verbessert.

Somit hatte der Betrieb von automobilen Fahrzeugen noch immer etwas Problematisches an sich, speziell von Automobil- lastwagen. Infolge der Erfindung eines für diese Zwecke geeig- neten Explosionsmotors erhielt aber in neuerer Zeit die bis da- hin unbedeutende Technik derartiger Wagen einen gewaltigen Aufschwung, und damit kam schließlich der automobiler Dampf- lastwagen ebenfalls in die moderne Praxis des exakten Ma- schinenbaus. Heute besitzt man schon ziemlich vollkommene

Mit Klaudiva sahien alles geflohen zu sein — alle Freunde an der Arbeit und dem schönen Wetter. Und alles Glück...

Die Suppe dampft auf dem Tische neben einem großen Teller, auf dem ein dickes Stück rosiger Speck liegt. Doch niemand hat Appetit. Klaudiva ist nicht mehr da und kommt nie wieder — ihr Platz ist leer.
Da wird plötzlich angeknöpft. Ohne Zweifel ein Nach- bar. Unheimlich öffnet Mutter Prudhon die Tür. Doch mit einem lauten Schrei weicht sie zurück: Klaudiva! ...
Ja, Klaudiva, Klaudiva selbst! Doch nicht in sei- dener Robe und mit einem Federhute auf dem Kopfe, son- dern die wirkliche Klaudiva mit dem weißen Häubchen und der leinenen Schürze. Mutter Prudhon weinte vor Freude, der Vater wirft sich ihr in die Arme und Benedikt grüßt linksch und verlegen und reicht ihr die zitternde Hand ...
O, wie die Suppe mit einem Male schmeckt! Wie saftig ist doch der Speck! Im Nu sind Teller und Schüsseln leer — die kleine Fee ist ja zurückgekehrt. Alles ist ver- gessen. Denn sie ist wieder da, sie redet und erzählt ihre Erlebnisse —
O, diese ewigen Schreiereien! — und rühmt die Gut- heit des Kirin Mathias, der sie stets begleitet hat (Dion ist so groß — sie würde sich sicher verlaufen haben!) und freut sich, endlich wieder daheim zu sein ...
Eine Flasche Wein einer alten Marke steht auf dem Tisch — es ist ja Festtag heute!
Plötzlich aber zeigt Klaudiva eine ernste Miene und steht auf — sie zieht ein Blatt Papier aus der Tasche und reicht es dem Vater:
„Dies doch einmal!“
Er blickt hin, liest und traut seinen Augen nicht — er sieht nicht mehr, er begreift nicht mehr ...
„Die Kabaude ...“ stammelt er endlich. „Was soll denn das bedeuten?“
Doch Klaudiva zeigt ihre weißen Zähne und lacht so heiter und schelmisch wie sonst — sie nimmt den weißen Kopf des Alten in ihre beiden Hände und gibt ihm einen herzhaften Kuß:
„Ja, gewiß, Vater, die Kabaude! ... Ich habe sie gekauft, sie gehört dir — ich schenke sie dir an meinem Hochzeitstage!“
Und sie wurde wieder ernst und wandte sich an Benedikt:
„Benedikt, du wolltest mich immer heiraten. Heute aber frage ich dich: soll ich Deine Frau werden?“
Doch der arme Burische hatte keine Antwort — er er- griff ihre Hand und küßte sie unter Tränen ...

Deutsche Theaterstatistik 1908.

Bezeichnende Aufführungszahlen entnehmen wir auch in diesem Jahre dem Bühnenspiellplan 1907/08, der soeben im Ver- lag von Breitkopf u. Härtel-Verlag erschienen: Von unseren Klassikern steht wie immer Schiller an erster Stelle mit ins- gesamt 1441 Aufführungen, wovon allein 292 auf „Wilhelm Tell“ entfallen; Goethe mit 705 Abenden („Faust“ 1. Teil 213mal) folgt erst nach Shakespeare, dessen Werke 646 Auffüh- rungen erlebten (davon der „Raufmann von Venedig“ 120). Lessing fand 376, Hebel 409, Grillparzer 368, Moliere 185 Auf- führungen. Von modernen Schriftstellern wurde Sudermann 1202mal aufgeführt, Ibsen 876, Hauptmann 476mal. Eine große Aufführungszahl ergeben die ständig wiederkehrenden Repertoirestücke, so daß Blumenthal 1021 Abende, F. v. Schön- thal 931, Arronge 684 auf sich vereinigten. Als Jugstücke er- wiesen sich der französische Schwanz „Fräulein Josefine — meine Frau“ mit 812, G. Bernsteins „Der Dieb“ mit 610 Auffüh- rungen; auch „Eufarensieber“ brachte es noch auf 615, „Alt- Heideberg“ auf 477 Wiederholungen. Den größten Schauspiel- erfolg trug aber E. v. Willdenbruchs „Die Nebensteinerin“ mit 938 Aufführungen davon. Und doch bedeuten diese Zahlen nur wenig gegen die alles beherrschende Operette. Lehars „Die lustige Witwe“ erlebte 1778 Aufführungen, „Ein Walzertraum“ von O. Strauß 1741, und schon winkten mit den erst kürzlich erschienenen neuen Operetten: L. Fall „Die Dollarprinzessin“ (547), L. Fall „Der fidele Bauer“ (406), G. Jarna „Die Förster-

Morgen geh'n sie sicher beide zu dem Notar. Es müßte wahrhaftig mit dem Teufel zugehen, wenn sie trotz der Schreiereien nicht spätestens Sonntag wieder hier sein sollte.“

Da trat Peter Bonn, der Nachbar, plötzlich um die Ecke und streckte die Hand aus:
„Ah ... es gibt ja was Neues ... es ist also wahr, was man sich im Dorfe erzählt?“
Und als Vater Prudhon ihn fragend ansah, fuhr er fort:
„Ja, gewiß, die Klaudiva! Wie's scheint, hat ihr Vater ... Na, nur keine Geheimniskrämerei, Vater Prudhon ... das ganze Dorf weiß es ja schon!“
In der Tat — das ganze Dorf wußte schon um das Geheimnis. Die Anna hatte den Mund nicht halten können. Und die Nachbarn kamen, einer nach dem anderen und gaben ihrer ein wenig neugierigen Freude Ausdruck. Und wie es gar nicht anders sein konnte — von Mund zu Mund war die Erzählung größer geworden. Es waren jetzt schon mehr als hunderttausend Franks, die Klaudiva er- halten würde, und wie wenn sie von der beabsichtigten Sei- rat nichts wußte, fügte die letzte Schwachdase hinzu:
„Jetzt wäre das so eine Partie für euren Sohn!“
Doch je vertrauter die geführten Reden wurden, desto finsterner blickte Vater Prudhon drein. Und bei diesen letzten Worten erhob er sich und klopfte die Hand seiner Peise aus:
„Laß uns ins Haus gehen, Frau!“ sagte er barsch.
In ihrer Kammer versuchten sie das Gespräch fortzu- setzen. Doch ihre ganze Freude war dahin. Sie küßten sich zufrieden in dem Glück, das ihrem Kinde, wie sie Klaudiva nannten, so plötzlich in den Schoß gefallen. Aber sie hatten nicht daran gedacht, daß eben dieses Glück sie ihnen für immer nehmen könnte. War Klaudiva als reiches Mädchen denn nicht immer noch ihr Klaudiva, das sie großgezogen ... und die sie geliebt wie ihr eigen Fleisch und Blut? Und nicht im entferntesten war ihnen der Gedanke gekommen, daß dieses unverhoffte Vermögen die Verbindung unmöglich machen könnte, die sie erträumt — jetzt nach den Worten der alten Nachbarin aber ging ihnen das Licht der Erkenntnis auf und ohne ein Wort zu sagen, blickten sie sich an und schämten sich über einen schlechten Gedanken, der ihnen beiden zugleich kam und den sie nicht zu verjagen vermochten ...
Die folgenden Tage waren still und traurig. Klaudiva hatte noch nicht geschrieben. Nur der Onkel teilte kurz mit, es ging alles gut. Mutter Prudhon schwaltete und waltete allein im Hause — liebevoller zu dem alten Vater, der sich sichtlich grämte, und mütterlicher zu Benedikt, der seit Klaudivas Wreise verstorbt dreinsah und kaum die Kraft zu haben schien, sich an seine Arbeit zu machen. Klaudiva war ja nicht mehr da ... es schien, als schwebte ein dunkle Wolke über dem Hause. Nie mehr hörte man den Vater singen, wenn er bei sinkender Dämmerung vom Felde heim- kehrte — den Tragkorb auf dem Rücken und die Hade auf der Schulter. Und verstummt war auch Benedikts kraft- volles Lachen, das man sonst allabendlich hörte, wenn er die kleine Fee auf der Schwelle der Tür sah, von der er tags- über bei der Arbeit träumte ...
Der Sonntag verging und auch der folgende Sonntag, und doch kehrte Klaudiva nicht zurück. Ein kurzer Brief — das war alles. In der Nacht vor neugierigen Fragen ver- barradierten sie die Tür schon am frühen Abend. Es war jetzt nicht mehr die Angst, so ohne Nachrichten zu sein — sie fühlten, daß sie dieses Kind für immer verloren hatten ... dieses Kind, an dessen Anhänglichkeit sie so fest geglaubt ... Sie hätten weinen mögen über sich selbst und über die Bärtlichkeit, die sie vergebens verschwendet, und über den schönen Traum, den ein Säuschen elendes Gold zusehnden gemacht.
Noch andere Widerwärtigkeiten stellten sich ein. Als er eines Morgens aufs Feld ging, ersuhr Vater Prudhon zu seinem Schrecken, die Kabaude, auf die er so lange gehofft, sei nun doch verkauft worden. Dann auch bekam Bene- dikt Fieber und mußte das Bett hüten — dieser hinnen- haften Burische mit den breiten Schultern und den eisernen Muskeln rührte sich nicht mehr und sah starr vor sich hin.